

## Der Tod des Dieners Gottes

Der letzte Brief Kolbes stammt aus Auschwitz und ist mit dem 15. Juni 1941 datiert. Zu diesem Zeitpunkt wurden im Lager gewisse Verwaltungsregeln noch respektiert. Man führte ein Register über die Gefangenen, die schreiben durften, und man schickte an ihre Familien manchmal noch Todesanzeigen – allerdings in Form amtlicher Bescheide, deren Angaben über Todesumstände und Todesursachen unwahr waren. Danach fegte der Tod, der die Züge, die Gassen, die Gefangenenbaracken und die Hospitalbetten unter Beschuss genommen hatte, alles hinweg: die Register und Zivilbeamten, die Buchhalter und die Sargträger. An wen schon hätten die Familien, die sogar bis auf die Säuglinge ausgeplündert worden waren, schreiben können, umso mehr, als sie meist schon bei ihrer Ankunft in die »Desinfektionsräume« dirigiert wurden, jener verlogenen Bezeichnung, die als Aushängeschild für die Vernichtungsanlagen diente? Der Brief Kolbes ist auf Deutsch auf zwanzig kurzen Zeilen linierten Papierses abgefasst, denen vierzig Zeilen mit Anweisungen darüber vorausgehen, was im Lager erlaubt ist (nämlich der Empfang von Geld und Zeitungen, die zugestellt werden, vorausgesetzt, sie werden über das »Postamt Auschwitz« bestellt) und was verboten ist (zum Beispiel Pakete, weil die »Gefangenen im Lager selbst alles kaufen können« – was eine weitere Lüge darstellte. Verboten waren Besuche, Gesuche und Bittschriften sowie Vorsprachen). Kolbes Brief lautete wie folgt:  
»Meine liebe Mutter, gegen Ende Mai bin ich mit einem Konvoi im Konzentrationslager Auschwitz (Os'wie,cim) ein-  
210

getroffen. Was mich betrifft, ist alles in Ordnung. Über mich und meine Gesundheit solltest Du Dich, liebe Mutter, nicht beunruhigen, denn der liebe Gott ist überall und sorgt mit viel Liebe für alles und für uns alle.  
Es ist besser, Du schreibst nicht hierher, denn ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde.  
Mit herzlichen Grüßen und Küssen, Kolbe, Raimund.«  
Er hat sich – wie soll ich es ausdrücken? – immer mit Achtung und Liebe seiner Mutter verbunden gefühlt. Ich erinnere mich nicht, in den tausend Briefen, die ich von ihm gelesen habe, auch nur die Spur eines Kusses gefunden zu haben. Kolbes Mutter wird zwei Jahre nach Kriegsende in der Erinnerung an diese Zärtlichkeit ihres Sohnes sterben, in der ruhigen Gewissheit, der Welt und der Kirche einen Zeugen der Nächstenliebe und Barmherzigkeit geschenkt zu haben.  
Mit geschorenem Kopf und in gestreifte Fetzen gehüllt, war er zur Kennnummer 16670 geworden; aber jeder wusste, dass er Priester war. Die »Kapos«, die ihn schlugen oder ihre Hunde auf ihn hetzten, wussten es auch. Sowohl diese Individuen als auch die SS-Männer waren von der gemeinsamen Aversion gegen Priester wie Juden erfüllt, die sie dazu trieb, beide als Repräsentanten ein und derselben hassenswerten religiösen Überzeugung zu verfolgen. War ein

Priester gestorben, dann geschah es, dass ihn die Wächter auf einen Karren werfen und von einem kleinen Zug Juden und »jenen Schweinen von Pfarrern« ins Krematorium begleiten ließen. Diese wurden gezwungen, singend hinter einem Priester einherzugehen, der eine imitierte Stola sowie anstelle eines Kruzifixes einen Handfeger tragen musste, indessen der mit Knüppeln bewehrte Ordnungsdienst wüste Wechselgesänge über das Thema: »Es gibt keine anderen Götter außer mir«, improvisierte.

Er wurde für alle nur möglichen und aufreibenden Arbeiten eingesetzt, manchmal auch für unheilswangere Ge-  
211

schäfte. So hatte er zum Beispiel Leichen zu karren, und zwar einmal gemeinsam mit einem Mithäftling, welcher in einer anderen Welt Kultusminister gewesen war, der vor der Berührung mit den sterblichen Überresten der Toten zurückschreckte und der vor dem Rost des Krematoriums beinahe zusammenbrach. Die Nummer 16670 betete und segnete den Wind, der aus der lodernden Glut blies, und stützte gleichzeitig den Minister.

Man konnte beobachten, wie dieser Kranke den feuchten Sand der Sola, des Flusses, der am Lager entlanglief, aushob, während die von ihm benutzte Schaufel schwerer wog als er selbst. Man sah ihn Schubkarren mit Kieselsteinen schieben, alte Baumstümpfe schultern, deren Gewicht ihn straucheln ließ, was aber eine pflichtwidrige, verwerfliche Schwäche war, die unverzüglich bestraft wurde. Ein anderer Fronarbeiter fand ihn eines Tages so zusammengeslagen vor, dass seine letzte Stunde gekommen schien; seine Wächter hatten ihn unter einen Blätterhaufen gestoßen. Er musste in die Krankenbaracke gebracht werden, weil er stark fieberte; sein Gesicht war geschwollen. Aber er sagte kein Wort, beklagte sich nie. Man wies ihm den letzten freien Platz an, der im Luftzug der Eingangstür lag. Dies begrüßte er sehr, weil er dadurch in die Lage versetzt wurde, die dazukommenden Kranken mit einem freundlichen Wort zu empfangen – oder zu beten, wenn die Toten hinausgeschafft wurden.

In dem Lager, das in den Schatten der Nebel begraben schien, in diesen achtundzwanzig inmitten der Dunkelheit und Finsternis wie die Flöße der Medusa erstarrt dastehenden Baracken, ging ein jeder seiner Insassen äußerst behutsam und vorsichtig mit der prekären Aufgabe seines Überlebens um. Es ging darum, unnötige Anstrengungen zu vermeiden, Windstößen wie Stockschlägen auszuweichen, die einzige Scheibe schwarzen Brotes, aus welcher der Hauptteil der täglichen Ration bestand, so einzuteilen, dass  
212

sie für vierundzwanzig Stunden ausreichte. Ein ehemaliger Oberstaatsanwalt, der früher einmal einen Hühnerdieb verurteilt haben mochte, wurde dabei ertappt, wie er durch die Nacht schlich, um Brot zu stehlen.

Im Block Nummer 18 verfügte Kolbe über eine Bettstelle zu ebener Erde. So konnte er, ohne jemanden zu stören, aufstehen, um die Hand eines Sterbenden zu halten oder von Verzweifelten besucht zu werden, die das nächtliche Alleinsein im Angesicht des Todes nicht mehr ertragen konnten

und denen es nattet zu hören, dass die Welt noch existierte. Zwölf Überlebende, zwölf wie durch ein Wunder Davongekommene, haben in Kolbes Prozess ausgesagt. Alle beschrieben denselben Mann, welcher leuchtenden Auges, aber so abgemagert, dass seine Knochen den Sträflingsanzug zu durchstoßen drohten, den Kopf schief über die Schulter geneigt, zu jeder Zeit und mit stets gleichbleibendem Lächeln für alle offen und bereit war.

Alle – Juden wie Christen, Geistliche wie Minister –, die in diese Bestattungshölle gestürzt worden waren, hatten ihn so erlebt, als sei er seinem eigenen Schicksal gegenüber gleichgültig und viel zu sehr mit seinen Kameraden beschäftigt gewesen, als dass er sich mit sich selbst hätte befassen können. Es war, als hätte er überall noch Unglücklichere, noch Bedauernswertere als sich selbst gesehen.

»Macht euch nichts daraus«, pflegte er zu jenen, die seine Wunden verbanden, zu sagen, »ich kann recht gut noch mehr aushalten.«

Es kam vor, dass er seine Brotration mit einem anderen teilte; damit gab er von seinem Leben, gab er von seinem Leib.

Man wusste nicht, woher diese schwächliche und misshandelte Person ihre Kraft schöpfte, woher dieser Kranke sich Hoffnung holte, die er um sich herum weitergab, so wie uns die Kommunion gebracht wird.